

Sturmfahrten auf Jungfrau (4166 m) und Gross-Fiescherhorn (4049 m)

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ALB. SCHWEIZ
106-6.

OPPEL-FUSSLI

Sturmwolken. Nach Federzeichnung von Fritz Bolz, Basel-München.

Sturmfahrten*)

Nachdruck verboten.

auf Jungfrau (4166 m) und Groß-Fiescherhorn (4049 m).

Von Konrad Falke, Zürich.

Der 29. Juli 1907 steht auf der Jungfraubahn regstes Leben. Zug für Zug leucht vollbesetzt über die heiße Wengernalp und gibt die buntwimmelnde Menschenfracht den eleganten elektrischen Wagen ab, die rauch- und geräuschlos ins Reich des ewigen Schnees emporgleiten. Die meisten Fahrgäste haben Karten bis Station Gismeer gelöst, und hier herrscht weit über die Mittagstunde hinaus ein fröhlicher Betrieb.

Das Restaurant ist fortwährend gut besucht; in den Galerien drängt sich das Publikum. Von allen Seiten, bald zerrissen, bald sanft gewölbt niederfließend, vereinigen sich die Gletscher in dem Kessel des Fiescherfirns; flimmernde Nachmittagssonne ruht darauf; wie durch Silberdunst starrt von drüben das rötliche Felsenschloß des Schreckhorns, von einem lockenden Zauber umgeben. Gegen Abend kommen sie an, die Touristen und Führer, die sich in diese wie ein Bild vor einem liegende Hochgebirgswelt zu mutigstem Erleben hineinbegeben wollen; eine Partie nach der andern stößt nach der Berglöhle ab, auf ihrem Gang durch die gebannten Wogen des Gismees von den Zurückbleibenden mit dem Zeißfernrohr beobachtet.

Das Ziel der meisten ist die Jungfrau; wie könnte

*) Ein Kapitel aus dem Buche „Im Damm der Jungfrau“, das reich illustriert auf Welschnachen bei Rascher & Cie. in Zürich erscheint.

es anders sein, jetzt, wo der Zugang in ihr Reich so leicht geworden! Und steht da nicht ein kleines Mädchen mit rotem Hut, darunter die Schneebrille auf der Stirn, warm in ein gehäkeltes Jäckchen gehüllt, mit Pumpstiefeln und Wadenbinden angetan? Es hält einen Spazierstockpöckel in der Hand, und seine großen, dunkeln Kirschenaugen blitzen: Ich will auch!

Es ist die zehnjährige Ida Diechli, das tapfere Töchterchen des Betriebsdirektors der Jungfraubahn, das jetzt mit einer geführten Partie aufbricht. Nach geraumer Zeit folge ich mit Fritz Steuri und Peter Snäbnit durch die klare Kühle der letzten Tagesstunden nach; wie wir den Gletscher verlassen und die Felsrippe hinaufsteigen beginnen, klettert die junge Gletschermägd schon hoch über uns und jauchzt fröhlich herab. Immer noch leuchtet auf der andern Talseite das Schreckhorn; aber mehr und mehr umgeben uns die Schatten der Nacht, aus der wir nach einer Stunde in die fast bis aufs letzte Plätzchen angefüllte, erstickend heiße Berglöhle eintreten.

Der Weg hieher hat diesmal keinen so starken Eindruck auf mich gemacht; ich habe ihn nur als bereits bekanntes Präludium zu neuen, größeren Erlebnissen genossen. Noch immer kommen vereinzelt Touristen, darunter zwei mit vielen Seilen, von Grindelwald her-



auf; man sieht den meisten an, während sie sich an den belagerten Tisch zum Essen setzen, daß sie einen schweren Tag hinter sich haben. Wie es ans Schlafen geht, da reicht der Raum nach vielem Hin- und Herreden gerade aus; jeder beschränkt sich möglichst, der Hüttenwart löscht das Licht, und alles wird ruhig.

Draußen aber beginnt die Natur mit sich selbst zu sprechen. Ich höre im Halbschlummer ein seltsames Windschnauben, das immer rascher, immer heftiger wiederkehrt: es ist, als würde die weite Gletscherwelt von einem Alp bedrückt und stöhnte nach Luft und Licht ringend auf. Wie wir nach Mitternacht hinaus schauen, bemerken wir am Giger vorbei und überm Schreckhorn beständiges Wetterleuchten; aber trotz dieser weitem Anzeichen einer bedrohlichen Aufregtheit des Himmels rüstet männiglich zum Aufbruch, und auch wir ziehen los, nachdem ich wie gewöhnlich mein Gesicht zum Schutz gegen den Gletscherbrand eingerüstet habe.

Das stürmische Wetter kommt mir sehr ungelegen. Ich beabsichtige, das große Fiescherhorn nach der Finsteraarhornhütte zu traversieren, um tags darauf das Finsteraarhorn zu besteigen; bei diesem Wind, der uns fast umwirft, ist jedoch nicht daran zu denken, und mit gemischten Gefühlen klettere ich das letzte Stück des Felsgrates hinauf, an dem die Hütte klebt. Schon den Aufstieg zum untern Mönchjoch über die Schneehänge müssen wir uns förmlich erkämpfen, so sehr wütet die aufgeregte Luft von der Höhe herab.

Zwei führerlose deutsche Touristen, die vorausgegangen sind, kehren wieder zurück. „Sobald der Wind aufhört, gibt's Regen,“ ruft uns der eine im Vorbeigehen zu; „es hat keinen Zweck weiterzusteigen!“ Aber wir lassen uns von ihrer Verzagttheit nicht anstecken und stampfen trotzig fürbaß; das Fieber, das die Welt zu durchrasen scheint, geht einem selber ins Blut über.

Unmittelbar unter dem Joch wird das unsichtbare Toben in der Atmosphäre fast unerträglich. Wir stehen mit eingerammten Pickeln vorgebeugt da, als ob wir mit den Köpfen eine Mauer einzurennen hätten, und besprechen uns: wenn wir heute überhaupt eine Gipfelbesteigung wagen, so kann es nur die Jungfrau sein, ob schon ich keine große Lust dazu habe. Ueber der Urschweiz liegt ein unaufhörlich in lautlosen Flammen zuckender Wolkenherd von wilder Schwärze; was sollen wir uns in Gefahr begeben, wo ich doch wochenlang besseres Wetter abwarten kann?

Unterdessen sind die andern Partien nachgerückt; sie wollen zum Teil nur ins Wallis hinunterwandern, zum Teil um jeden Preis die Jungfrau besteigen. Auch Klein-Jda schreitet mit jenem schönen kindlichen Mut,

dem die Gefahr noch halb unbewußt ist, tapfer in ihrer Kolonne. Also vorwärts: was andere wagen, wagen wir auch!

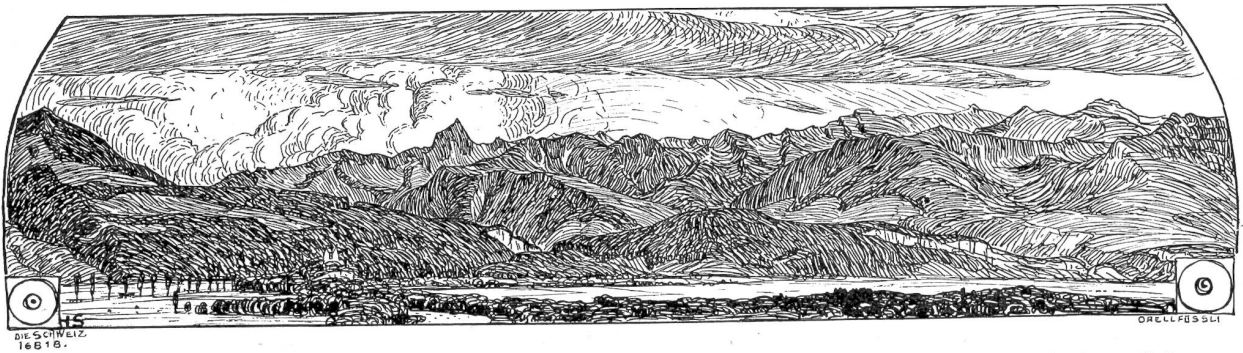
Im Tosen des Sturmes wird in kurzen Abständen das Mönchjoch überschritten; vorsichtig geht's über den jenseitigen Bergschrund hinab, und bald wandern wir alle quer durch die oberste Wanne des Ewigen Schneefeldes. Es ist derselbe Weg wie vor einer Woche, da wir den Mönch bestiegen; aber wie anders wirkt er heute auf die Seele! Keine ahnungsvollen Nebelschleier lagern auf den Gipfeln: Wolfenfedern flattern wild durch die flackernde Luft.

Da brüllt und schnaubt gegen das obere Mönchjoch hin der eisige Orkan einfach entsetzlich. Schon habe ich das Wort „Umkehren!“ ausgesprochen, schon haben die Führer geantwortet: „Wir sind natürlich bereit!“ — es handelt sich nur um einen Schritt mehr oder weniger von Steuri. Er will wenigstens vollends auf die flache Jochhöhe hinaufstampfen, und daß er bei aller Bereitwilligkeit zum Rückzuge noch diese eine Minute lang weiterdringt, ist entscheidend: vom Sattel aus, rechts den Mönch, links den Trugberg, schaue ich jenseits einer weiten Firmmulde die Jungfrau, eine dunkel ragende, scharf abgeriffene Pyramide mit verwegene sich aufschwingendem Eiskamm, von Sternen unglückert!

Auch Klein-Jda, die ins Hintertreffen geriet, langt wieder bei uns an; in eine warme Decke eingewickelt, zeigt sie nicht die mindeste Lust zum Umkehren, sondern schaut nur immer begierig um sich. Ueber den Zacken des Trugbergs schwebt die silberne Halbscheibe des Mondes, vor der in rasender Eile Wolken vorbeihuschen; sie scheint ganz körperlos, nur Licht reiner Strahlung zu sein, so durchsichtig ist der bewegte Aether. Mich will es dünken, als liege eine biblische Stimmung in der erhabenen Gletscherlandschaft; die Erwartung und Aufregung von etwas Großem raunt und jauchzt durch die Luft, und trotz dem klaren Sternenhimmel ist die Jungfrau Spitze vor uns beständig von einem wunderbaren Blitzen und Leuchten umzuckt.

Wie sind nun auf einmal alle Lebenskräfte geweckt! Ueber den harten Schnee schreiten wir rasch im Wehen des Sturmes abwärts, abwärts in den einsamen Firmkessel; seht der Wind zeitweilig aus, so fühle ich heiße Blut in beide Wangen schießen und frohe Wärme den Körper durchfluten. Mit stolzem Gefühl hängt mein Auge an der Jungfrau, die sich immer überwältigender in den bleichen Himmel reckt; ich bin durchdrungen von dem Bewußtsein: das da oben ist kein Berg wie ein anderer, nein, ein Geheimnis umgibt ihn!

Eine Partie ist uns weit voraus und klimmt mit



ihrer zitternden Laterne rasch gegen den Kottalsattel empor. Zu tiefst im Kessel, bei einem Eishügel, rasten wir und legen die Steigeisen an; dann machen auch wir uns unter Zurücklassung unserer Rucksäcke an die eigentliche Gipfelbesteigung. Wie wir eben aufbrechen wollen, sehen wir Klein-Jbas Partie vom Mönchjoch her nachkommen: wir jauchzen und erhalten Antwort durch den über bleichen Schneefeldern hellenden Tag — Jungfrau, die Pilger zu deinem heiligen Haupte sind unterwegs!

Der Aufstieg zum Kottalsattel ist sehr steil. Der herabhängende Gletscher zeigt sich mehrfach von Schründen zerlegt; anfänglich sind sie noch gut überbrückt, sodas man leicht vom untern auf den obern Rand der Kluft klettern kann, nach und nach aber werden die Risse breiter: es öffnen sich zur Seite unter der oben vorquellenden Firnmasse wunderbare Eiszgrotten, von armsdicken Kristallzapfen durchhängen. Ueber die oberste, bereits von der Sonne beschienene Spalte kommen wir gerade noch hinüber, um dann etwa zwanzig Meter weit einem ganz schmalen Eisbändchen entlang zu schleichen, zur Linken eine phantastische Eisorgel, zur Rechten den Schlund.

Nach dieser nicht alltäglichen Passage wird der Kottalsattel betreten und schnaubt uns wieder der wütende Westwind an. Unter seiner eisigen Musik traversieren wir zu den Hängen des Firnkammes hinüber, mit Blicken seine Distanz bis zum Gipfel messend; hoch oben strebt die uns vorangegangene Partie ihrem Ziele zu, und bald klimmen auch wir an dem steilen Kamm. Gelegentlich tritt das Eis zu Tage, in dem bereits Stufen geschlagen sind; doch halten wir uns meistens an die Felskante gegen die dunkeln Kottalabstürze, in denen geradezu grauenhafte Eiszapfengebilde glänzen.

Dieser letzte Teil der Besteigung ist länger und mühsamer, als ich mir gedacht habe. Ungefähr im zweiten Drittel kommen uns unsere Vorgänger entgegen, bereits wieder im Abstieg begriffen; von unten gesehen scheinen sie sich ganz an den Firnkamm zurückzulegen, so groß ist die Steilheit. Jetzt weichen sie uns aus, ein junger Mann mit zwei Führern: wir stehen alle einen Augenblick still und schreien ein paar Worte in den Wind.

Weiter! Das Steigen wird mir nicht leicht, aber der Sturm treibt vorwärts; die Jungfrau ist eine harte und kalte Gebieterin! Endlich betreten wir den obersten, schwächer geneigten Felsgrat und schreiten über ihn unschwerig der verschneiten Spitze zu, auf der wir etwas vor sieben Uhr anlangen.

Wir setzen uns hin. Wir sind 4166 Meter hoch, doch merke ich von einem erhebenden Gefühl wenig.

Und das wir von der Hütte nur die sehr kurze Zeit von 4 $\frac{1}{4}$ Stunden gebraucht haben, soll ich mich darüber besonders freuen? Mir ist, als sei ich durch und durch ausgeblasen; ich begreife nicht recht, warum ich mich eigentlich in diesem entsetzlichen Sturme, bei einer mit dem Thermometer gemessenen Kälte von -5° C., auf dieser Höhe befinde.

Ich versuche, die Aussicht zu genießen. Aber in die Ferne ist sie von Wolken verdeckt, in die Nähe von Nebeln verbüstert; nach Norden liegt die Erde so tief, das man sie kaum mehr findet, alles in einem farblosen Grau. Die nur wenig über den Horizont gestiegene Sonne hat noch keine rechte Leuchtkraft; vielleicht ist auch mein Blick trübe.

Wir essen ein paar Sardinen mit Brot und trinken einen Schluck Cognac; das Dasein ist jämmerlich. Man kann es nicht lange aushalten auf dieser gräßlich kalten Hochwarte, über die der Wind wie ein säuberndes Messer hinwegfegt. Wir fühlen uns ganz stumpf und freudlos, und nach kaum einer Viertelstunde treten wir den Rückzug an.

Auf halbem Wege zum Kottalsattel begegnet uns in den Eisstufen des Kammes Klein-Jba mit ihrer Partie. Ich begrüße sie mit einem Hurrah und frage, ob sie wirklich noch bis auf die Spitze wolle; sie atmet rasch und stößt ein mutiges „Ja!“ hervor. Fest steht sie da in der Kapuze, ihre großen Augen leuchten, und ich sage mir im Weiterschreiten, das ich selten ein so tapferes Mädchen gesehen habe; mir ist, als hätte dieses Kind mir neuen Mut gegeben.

Ohne Zwischenfall gelangen wir wieder in den Kottalsattel und treten nach seiner Ueberschreitung aus dem Sturm heraus. Beim weiteren Abstieg lassen wir uns Zeit; ich will die Eiszunder dieses spaltendurchsetzten Hängegletschers in Ruhe anstaunen können: Kluft um Kluft, Terrasse um Terrasse wird mit vorsichtig gespanntem Seil überwunden. Wir dürfen noch eine aus dem Wallis heraufkommende Partie, zwei Touristen mit zwei Führern, als letzte Gäste der Jungfrau begrüßen; dann gleiten und springen wir vollends zu unsern Säcken hinunter.

Hier halten wir große Rast, während der die Wolken immer grauer und schwerer werden und sich träge auf Gipfel und Gräte legen. Wir beschließen, nach der Konkordiahütte zu wandern, und nachdem Peter, der vorausgeht, einmal mit einem Bein durch eine türkische Schneebrücke durchgebrochen ist, steigen wir in alten Spuren ohne weitere Erlebnisse über eine zerriffene Eiskuppe auf den Jungfraufrirn hinab. Wie in feierlicher Prozession walt der flache, weiße Strom zwischen den



im Nebel sich verlierenden Hängen des Trugberges und des Kranzberges durch ein stundenweites, totes Hochtal ins Reich des Aletschgletschers hinaus.

Auf einmal sagt Inäbnit zu Steuri: „Siehst du dort den Rucksack?“ Ich gewahre in einiger Entfernung auf dem mattleuchtenden Schnee etwas Dunkles und denke, es sei ein Felsen, der allerdings die Form eines Rucksackes habe; aber es ist in der Tat ein Rucksack, und die Führer erinnern sich, wie auf Station Eismeer davon gesprochen wurde, Engländer hätten einen zurückgelassenen Sack im Nebel nicht mehr gefunden! Wir sind alle aufs höchste erfreut über die Beute, an der uns verschiedene Konservenbüchsen am besten gefallen, und nehmen sie mit dem Vorsatz ins Schlepptau, den Sack mit seinem nicht epharen Inhalt später auf der Station Eismeer für den Eigentümer zu deponieren.

Inzwischen hat erst feines Schneegeriesel, dann Sprühregen eingesetzt, und fernes Donnern tönt aus den Wolken. Inäbnit hält auf einmal die Pickelspitze ans Ohr, ich mache es ihm nach und vernehme ein leichtes Knistern ausströmender Elektrizität; das beweist, daß wir uns in der Gewitterzone befinden, wenn auch nur an ihrer Peripherie. Im Wallis drunten bricht noch immer die Sonne durch und erhellt das Gewölk.

Das Gehen in dem nassen Firn ist sehr ermüdend. Einen im blaugrünen Eisebett dahinschießenden Bach überschreiten wir, ehe er zu groß wird, und gewinnen zur Linken den höher gelegenen, völlig ausaperten Teil des Gletschers, auf dem wir rascher vorwärtskommen. Endlich, nach mehreren Stunden Wanderns nähern wir uns gegen Mittag dem Konkordiafelsen.

Raum sind wir in der schirmenden Hütte, so bricht unter Blitz und Donner ein Unwetter los, das den ganzen Nachmittag anhält.

* * *

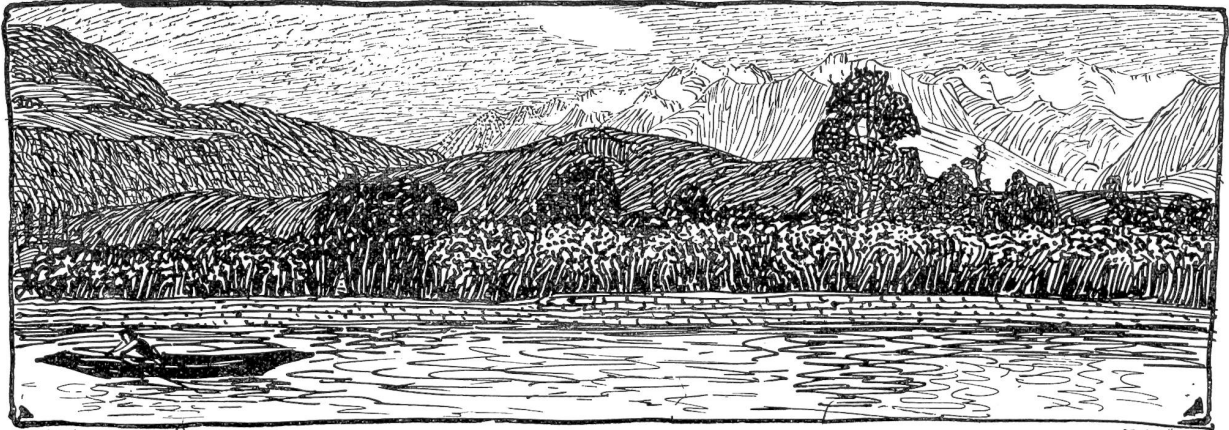
Am Morgen des 31. Juli 1907 herrscht eine einzige Verwunderung. Gestern mittag sind wir gerade noch vor Ausbruch eines Föhnwetters unter das gastliche Dach der Konkordiahütte gelangt, den ganzen Nachmittag hat der Schneesturm die trüben Scheiben gepeitscht und uns des Abends mit unverminderter Wucht das Schlummerlied gesungen — und nun, wie wir um

3½ Uhr früh vor die Hütte treten, liegt die reine weiße Hochgebirgswelt mattleuchtend unter einem sauber gewaschenen blassen Morgenhimmel, in jener Größe und Stille, die die dunkeln Wunder der Nacht noch zu träumen, die schönern des Tages schon zu erwarten scheint.

Der unverhoffte Witterungsumschlag erfüllt uns mit frischem Mut. Zwar trauen wir der unendlichen Prachtentfaltung (die mich, als könnte sie wie ein Zauber entschwinden, stets aufs neue vor die Türe lockt) nicht recht; es ist schwer abzusehen, wie lange diese Herrlichkeit dauern wird und ob nicht die Sonne bis zum Mittag abermals ein Gewitter zusammenzieht. Dennoch beeilen wir uns mit dem Frühstück und stehen schon nach kurzer Zeit reisefertig vor der Hütte, von der winddurchwehten, immer leuchtender sich offenbarenden Morgenschönheit des rings sich öffnenden Gletscherreichs mit jedem Blick tiefer entzückt; doch bleibt der Rückzug nach Station Eismeer beschlossene Sache, nur wollen wir versuchen, unterwegs das Große Fiecherhorn zu bezwingen und so wenigstens die zweite Hälfte unseres ursprünglichen Programms durchzuführen.

Ein Herr mit einem Führer, der auch in der Hütte übernachtete und direkt über das Mönchjoch die Jungfraubahn erreichen will, schließt sich uns an: mit meinen beiden Führern Fritz Steuri und Peter Inäbnit sind wir also im ganzen fünf Mann. Wir steigen erst auf dem zuletzt in regelrechte Kletterei ausartenden, sehr der Verbesserung bedürftigen Grünhornpfad den Konkordiafelsen hinunter; dann, nach Durchquerung des schmalen, von der Grünhornlücke herabkommenden Gletschers mit seinen Moränenzügen, ist unsere Karawane flott. Im langsamen, regelmäßigen Bergschritt geht es am Seil das Spaltengewirre des Gletscherbruchs bis zur Höhe des Ewigen Schneefeldes empor, während der Morgen immer prangender wird und in die grünliche Horizontfärbung erste goldene Lichtfluten einströmen.

Der beständige kühle Wind erhält einen trotz allen Steigens frisch; wortlos oder doch nur in sehr beschränkter Unterhaltung gelangen wir auf Eis und zuletzt hartem Firnschnee immer höher. An der Jungfrau drüben, wie an den benachbarten Gipfeln, die hier nicht mehr selbständige Größe haben, sondern alle nur als Zacken in der erhabenen Hochgebirgskrone der Erde erscheinen,



„schlägt der Tag an“: wir sehen, wie zu unserer Linken unter dem wasserhellen Himmel die Schneekuppen mit plötzlichen Strahlenschüssen in rosigem Brand gesteckt werden und wie rechts, hoch oben am dunkeln Fieschergrat, die glühenden Lichtbündel aus immer neuen Brechen hervorblitzen und über unsere Köpfe hinwegzielen; in lautlosen Sprüngen ist in der Höhe die himmlische Artillerie aufgefahren und überschüttet und überflutet den weiten Firnkessel immer mehr mit ihrem Knospenroten, zu jubelnd weißer Augenfreude aufblühenden Glanze! Während dieses Schauspiels über uns und um uns schreiten wir, noch für lange in der Gletscherniederung und im Schatten, als dunkle, schwerbepackte Eindringlinge auf dem bläulichen Firn vorwärts, aufwärts; ich betrachte heimlich den Marsch meiner Begleiter, und das Außerordentliche kommt mir, als schaute ich es in einem Bilde, zum Bewußtsein: da wandern wir durch eine Welt, die stundenweit unbekümmert in ihrem eigenen Glanze lebt und davon verschwenderisch in unsere Seelen gießt, die aber in ihrem Erwachen bereits allerlei Kräfte entfesselt, von denen wir nicht wissen, ob sie uns nicht furchtbar werden können...

Der fremde Herr mit seinem Führer verabschiedet sich; wir reichen uns alle die Hände und wünschen uns gegenseitig gutes Gelingen unserer Fahrt. Bald sind, die unsere Gefährten waren, auf der unendlichen Fläche des Ewigen Schneefeldes nur noch wie zwei schwarze Zwerge sichtbar, und die Entfernung wird rasch größer; denn wir steigen beträchtlich nach rechts an, wo von der scharfen Felsgrat-Spitze des Großen Fiescherhorns in mächtigen Terrassen und Wellen ein gewaltig sich verbreitender Gletscher herniederfließt. Endlich sind die langsam Verschwindenden von der weißen Wüste unter uns spurlos verschluckt, und die Tatsache, wie rasch hier alles, was sich kennt, außer Ruf- und auch außer Schweite gerät, weckt in einem fast brutal das Gefühl des eigenen Nichts: mir ist, als vernähmen wir, da wir so allein an die Besteigung des über viertausend Meter hohen Gipfels gehen, deutlicher als zuvor die unbarmherzige Sprache des Firnenreichs; die erst angenehm kühle Morgenluft hat nicht nur nicht nachgelassen, sondern dermaßen zugenommen, daß sie zu einem heftigen kalten Wind geworden ist, der den Gletscher fegt und in dem Maße, als er einen erstarret, die Umgebung lebendig macht — der in der Nacht gefallene, hartkörnige

Neuschnee fauft uns mit leise klingendem Silbergeräusch über den Firn entgegen, auf dem er handbreit wie ein feiner Duft in beständiger Bewegung schwebt, bei jedem Schritt unsere Füße und die durch Binden geschützten Beine umstäubend!

Das Steigen wird bald einmal mühselig. Sehnsüchtig schauen wir aus unserm frostigen Schatten zu den Firnhauptern hinüber, die sich immer tiefer im weißen heißen Sonnenglanz baden, während der Himmel längst seine bleiche Morgenfarbe in ein sattes Tagesblau verwandelt hat, in dem nur wenige leichte Nebel herumerren. Wir haben die Hüte festgebunden und die warmen Handschuhe angezogen, und mit vom Schneestaub erkälteten Gesichtern, die Bärte von langen Eiszapfen behangen, stampfen wir wie Nordpolfahrer unentwegt aufwärts.

Aber immer mehr verlangsamen sich unsere Schritte: ich spüre, wie das Feuer der innern Kraft auszubrennen anfängt, wie die Gedanken müde werden und wie einen die übermächtige Natur unwiderstehlich in ihren Bann zieht. Mechanisch überkriechen wir auf Schneebänken die immer neu sich entgegstellenden, nach links und rechts verlaufenden riesigen Gletscherspalten; wie ein feiner Spinnfaden schlägt sich zwischen uns dunkeln Punkten das Seil nach aufwärts über die Riffe. Wir wühlen uns oft förmlich durch den wie Treibsand uns umwirbelnden Schnee empor, und nicht selten macht uns der schnaubende Wind die nötige Verständigung schwer.

Je weniger wir unsere eigene menschliche Sprache verstehen, um so mehr öffnet sich einem ein inneres Gehör für die seltsamen Laute der Natur; man sieht sich plötzlich durch das Walten der Elemente auf die Stufe des naiven Menschen zurückversetzt. Das unaufhörliche Singen des fliegenden Schnees wird zum Wimmern der im Eise eingefrorenen verdammten Seelen, die wärmebegierig ins Firnbecken hinunterhuschen, um sich ein Weilchen zu sonnen; einmal an die Grenzen der eigenen Existenz geführt, ist man merkwürdig willig, andere Existenzen anzunehmen, und die Predigt des eisigen Windes ist so eindringlich, daß man in dem beginnenden Traumzustand der Ermattung allen Ausgebirten der Phantasie kurzerhand beistimmt. Wer selber friert, glaubt an die Kälte und an die Sehnsucht nach der Wärme: längst schauen wir nach dem sonnigen Dreieck gerade unter der Gipfelpyramide des Fiescherhorns aus —

endlich, nach harter Wanderung über immer höher gewellte Firnfelder, treten wir in seinen Lichtbezirk!

Hier können, hier müssen wir Rast machen. Aber die Sonne blendet nur, wärmt nicht, und vergebens strecken wir unsere mit einer Eiskruste überzogenen Schuhe in ihre Strahlen; auch faust der Wind mit unverminderter und jetzt, bei unserer Bewegungslosigkeit, um so empfindlicherer Gewalt. Die Speisen sind gefroren und werden schon auf dem kurzen Wege vom Rucksack zum Munde von dem feinen Flugschnee eisig bezuckert; der rote Wein ist ungenießbar kalt, und fast gefrieren uns die Rippen am Beherrand an; einzig der Tee in Steuris gefüllter Feldflasche hat noch eine Spur von Wärme zurückbehalten.

Trotz unserem Hunger können wir so kaum etwas hinunterwürgen, und bei aller Müdigkeit dürfen wir uns nicht hinlegen. Die Führer, die mit den erstarrten Füßen aufstampfen und die steifen Hände zusammenschlagen, frieren noch mehr als ich, der ich auf meinem tief in den Firn eingestopfenen Pickel sitze und eben mit dem Thermometer — 7° C. messe. Das wäre an und für sich keine große Kälte, aber sie wird durch den immer stürmischeren Wind geradezu mörderisch, und schlotternd schauen wir das selige Bild der im weitesten Umkreis von der Sonne beglänzten Firnenwelt.

Sie scheint unsere Frostmarter verlachen zu wollen und ist doch wieder das Einzige, was unsere Blicke gefangen nimmt und unsere Gedanken von den Leiden des Körpers ablenkt. Königlich steigt hinter einem vorgelagerten, in jähen Eishängen zum Aletschfirn abfallenden Grat das Aletschhorn in den Himmel: auf abgeschlossener, einsamer Höhe breitet es seinen hermelinweißen Firnmantel in Selbstgenügsamkeit und innerm Ueberfluß. Es ist, als ob dort oben die Schönheit wohnte, die unsere düstere Erde verklärt, als ob dort irdische Wünsche in durchleuchteter Erfüllung zur Ruhe kommen müßten.

Aber die Welt ist je länger desto weniger eine bloße Erscheinung. Mit Donnerstimme brüllt uns der Sturm das Kommandowort zum Aufbrechen zu, und während die Biße über Jungfrau, Mönch und Eiger herein immer größere Nebelballen in den Himmel emportreibt, beginnt für uns neben dem Kampf mit der wütenden Luft der Kampf mit dem eisstarrenden Berge. Unter travestierendem Stufenschlagen in einen steilen Firnhang wird der felsige Südwestgrat gewonnen, der nach der andern Seite in grauenhaft vergletscherte, schaurig vom Wind durchheulte Felsgründe abstürzt, und auf ihm bringen wir in unschwieriger Kletterei, aber beständig von dem grimmig links anstürmenden Wind bedroht, Schritt für Schritt empor.

Ich habe mich in meinen Shawl eingehüllt; immer wieder reißt mir der Sturm ein Ende los oder weht mir einen Zipfel des um die Ohren gebundenen Seidenfoulards in die Augen, sodaß mir ist, als müsse ich mich des Waltens neckischer Kobolde erwehren. Der rasende Wind peitscht einen geradezu den Berg hinauf; trifft ein neuer Stoß während eines Schrittes, so wird man derb an das harte Gestein geworfen, und man mag zusehen, wo man sich festhält. Es ist ein Klettern, ebenso anstrengend als unsicher.

Da stehen wir heftig atmend auf einem horizontalen

Schuttband und müssen uns etwas Ruhe gönnen, wenn bei dem Gestöhn der vom Sturme gespielter Niesensharfe des Felsgrates von Ruhe gesprochen werden kann. In der entfesselten Luft fliegen nicht mehr nur Schneekörner, sondern auch kleine Steine herum, und während wir in Nischen geduckt uns kurz erholen, habe ich die Empfindung, als ob wir in das Gebrüll einer rasenden Geisterschlacht geraten wären. Das ist ein Gesäuse und Geknatter, das einem auch das lauteste Wort vom Munde wegrißt und einen um so mehr in eine seltsame Aufregung versetzt, als man von dem entsetzlichen Lärm die unheimlich hilflose Rolle eines Stummen aufzwingungen bekommt.

Steuri will zur Vermeidung weitem Stufenhakens den senkrechten Gratabsatz, an dem wir gefastet haben, nach links, also auf der Sturmseite umgehen. Unmittelbar über den finstergährenden, vereisten Felsstobeln schiebt er sich einem schmalen Gefimse entlang und klettert alsdann so jäh in die Höhe, daß ich ihn, wie ich folge, nicht mehr sehe; da Inäbnit hinter der Felssecke zurückgeblieben ist, von wo er das Seil gespannt hält, so stehe ich allein auf dem Gefimse, auf der eisigen Schattenseite des vom Nordsturm umjauchzten Berges, und im Nu bin ich so erstarrt, daß die nach Griffen tastenden Finger fühllos und kraftlos am rauhen Gestein abgleiten. Aber auch Steuri gerät auf ungangbare Felsen und gibt selbst das Zeichen zum Rückzug, den ich kriechend über das schmale Gefimse antrete, worauf er wieder vorsichtig um die Ecke nachgeturnt kommt.

Nach diesem verunglückten Versuch, den Kamm schon jetzt zu gewinnen, bleibt nur noch das steile Couloir zur Rechten. Steuri klimmt stufenhakens in Seillänge voraus, und ich und Inäbnit folgen dicht aufgeschlossen, überschüttet von den losgepickelten Schnee- und Eisbrocken; so jäh schwingt sich der Berg in die Höhe, daß ich einmal beim Schritt in die nächst höhere Stufe Inäbnit mit dem Schuhabsatz an die Stirne stoße, glücklicherweise ohne ihn zu verletzen. Auch hier bläst und pfeift der Wind, und das von oben herab uns umsprühende Schneegeriesel spürt namentlich das Gesicht recht empfindlich; aber wir sind jetzt doch von der allmählich Kraft gewinnenden Sonne beschienen, und wie wir endlich die stürmische Grathöhe erobert haben, lassen wir uns nicht mehr vertreiben, sondern klettern beharrlich über die wild aufeinandergetürmten Blöcke höher und immer höher — bis wir den von drei Seiten aus dünnen, scharfen Schnee- und Felsgräten aufstrebenden, leichtbeschnittenen Gipfel vor uns erblicken, der wie ein hoher, schlanker Stuhl ins Reich der Wolken emporragt.

Ins Reich der Wolken! Das trifft heute wirklich zu. Kaum haben wir den königlichen Sitz, der einem Adler gerade Raum zum Horsten böte, mit einem matten Siegesgefühl eingenommen und finden nach der strengen Kletterei wieder Zeit zur Umschau, so gilt unsere Bewunderung dem Wetter mit seinen seltsamen himmlischen Vorgängen. „Einen solchen Tag habe ich noch nie erlebt!“ meint Inäbnit; in der Tat hat der Rückschlag des Nordwindes, der auf den gestrigen Föhnvorstoß mit größter Heftigkeit einsetzte, ein ganz merkwürdiges atmosphärisches Bild hervorgebracht.

Zu unsern Häupten gießt durch einen enzianblauen Himmel die nunmehr dem Zenit nahe Sonne Ströme



Alphütten im Frühling.
Nach dem Temperabild von Jakob Wyß, Bosingen,
in Zürcher Privatbesitz.

silbernen Lichtes herab, und wo wir in tiefe Täler schauen können — über den Fiescherfirn nach Grindelwald hinab und dem Aletschgletscher entlang ins Wallis — leuchten goldige, erdwarmer Farben herauf; nur in einer Höhe von 4000—4500 Metern rollen, soweit das Auge einen Horizont zu erreichen vermag, weiße, weichflaumige, von unerschöpflicher Formkraft besetzte Wiswolken mächtig geballt über die Erde hin. Durch einen glücklichen Zufall bleibt unsere rings aus Gletschertesseln aufsteigende Spitze nebelfrei, und so genießen wir nach allen Seiten den prachtvollen Anblick, wie unter Sturmgejauchze die himmlischen Heerscharen nach Süden ziehen. Das ganze, unermessliche Reich der Luft ist in Bewegung geraten, als wollte es die bei allem Glanze doch schwerfällige irdische Herrlichkeit verspotten, und wo auf den hohen Firnhauptern nicht, wie gerade auf den leuchtenden Schultern des Aletschhorns, eines der Wolkenschiffe sich zur Last niedergelassen hat, schauen sie fast verwundert in den zartduftigen, zu einem wunderbaren Frühling verjüngten Aether auf.

Mit allen Abzeichen des Herrschers, von weichsten Nebeln an den Flanken umschmiegt und doch wieder respektvoll gemieden, thront im Herzen der Gletscherwelt unsern die grau-sam-düstere Majestät des Finsteraarhorns: nur der kühn sich aufschwingende Gipfelgrat ist sichtbar und grüßt mit stummer Gebärde über das Dunstgewoge hinweg die Versammlung der königlichen Brüder. Dagegen treiben die Nebel ein unaufhörliches Neckspiel um die braunen Felsen des Schreckhorns, dem sie Hauben aufsetzen und Kränze umwerfen, wobei sie doch keinen Augenblick mit der Verwummung zufrieden sind; aus der Tiefe steigen immer neue Luftsegler und drängen sich in den himmlischen Reigen um Gipfel und Gräte, dessen Musik wir unaufhörlich im Singen des Windes vernehmen. Jungfrau, Mönch und Giger sind verhüllt: zwischen ihren Kronen bricht aus dem blaßblauen Norden unerschöpflich die Wolkenwanderung in das von ihnen behütete Gletscherreich ein, hoch an dem geleisteten Widerstand sich auftürmend und unter lichem Himmel weiß hereinrollend in den Spiegelglanz der Firne.

Es ist eine heroische Festtagsstimmung in der winddurchjubelten Natur, die einen wie in einem Bann gefangen hält; während wir wohl dasitzen und Speise und Trank zum Mund führen, sind wir nur Auge und Schauen. Der gewaltige Atem des Himmels segt alles Irdische aus der Seele, und das seltene Glück wird einem zuteil, daß man, in reine wunschlose Betrachtung aufgelöst, selbstvergessen über der farbigen, ewig wechselnden Welt der Erscheinung schwebt. Da ist der Schlag des Herzens der einzige Zeitmesser, und das Herz kennt nur die Gegenwart.

Ich kann es fast nicht glauben, wie Steuri sagt, wir weilen bereits eine Stunde auf dem Gipfel und müssen an den Abstieg denken. Es ist eine Empfindung ähnlich dem Erwachen aus einem Traum: wir nehmen wieder die Pickel zur Hand, bringen das verwirrte Seil in Ordnung und besprechen die Wahl des Rückweges. Der ursprünglich geplanten Begehung der scharfen Nordwest-Firnschneide wird nach kurzer Beratung wegen des unvermindert starken Windes, der uns leicht in den Abgrund wehen könnte, die entgegengesetzte Route über den felsigen Südostgrat vorgezogen.

Peter geht voran. Der Kamm, anfänglich scharf zerrissen und verschneit, besteht bald aus flachen Platten; stellenweise tut man gut, sich hinzusetzen und langsam abwärts zu rutschen; dann wieder heißt es, in senkrechte Scharlen hinunter- und jenseits hinaufklimmen. Schließlich werden wir auf die Ostflanke des Grates hinausgedrängt, mit ihren steil angeschmiegteten Firnhängen, die in das zwischen Groß-Fiescher- und Klein-Fiescherhorn eingebettete Gletscherplateau abfallen.

Es ist ein seltsames Traversieren. Unter uns in dem flachen Kessel versangen sich die Winde, die wir hier oben wenig mehr spüren, und wirbeln den Schnee zu geisterbleich sich hin- und hertollenden Spulgestalten auf. Die weiße Ebene scheint lebendig geworden zu sein; die Firntöchter breiten ihre Arme aus und schwingen ihre Schleier empor, um uns, die wir am obersten Rand der Rampe eben in Stufen um ein paar vorstehende Felsecken herumtasten, beim Ausgleiten aufzufangen. „Da würde man wenigstens weich fallen!“ meint Jnäbnit, unter dem Ellenbogen durch einen Blick die Jähe, aber sanft auslaufende Schneewand hinabwerfend.

Wenige Minuten nachher stehen wir in der tiefsten Einkerbung des zum Hinter-Fiescherhorn weiterführenden Grates, im Fiescherjattel. Hunderte von Metern stürzt auf der andern Seite ein Firncouloir zu den flacheren Gletscher-Terrassen hinab, über die wir in der Frühe heraufgestiegen kamen. Hier hinunter müssen wir, und wenn auch der Schnee nicht sehr stark vereist ist, so erfordert doch die Steilheit des Hanges ein beständiges Stufenschlagen.

Jnäbnit steigt voraus ab, den Pickel schwingend; in voller Seildistanz folge ich. Wir bewegen uns beide immer gleichzeitig um einen Schritt abwärts, solange, bis das hinter mir zu dem verankerten Steuri hinauflaufende Seilende ebenfalls gespannt ist; sodann verankere ich mich, und Steuri klimmt bis dicht zu mir herab, wo er meinen Platz einnimmt und uns beide während unseres gemeinsamen weitem Abstieges wieder hält. So haften wir lange an dem steilen Hang, mit den Füßen in ungleichen Stufen, halb gebückt, halb verdreht, die rückwärts eingeschlagene Art umklammernd, was zuletzt fast unerträgliche Muskelschmerzen verursacht; aber wir müssen eben ausharren wie aufgespießte Fliegen, bis wir den dreihundert Meter hohen Firnhang abgestiegen sind und den gut maskierten Bergschlund übersprungen haben.

Dann aber ein Rasten, ein Sichausstrecken auf dem Schnee! Peter stopft sein Pfeifchen neu; er und Steuri strecken die Köpfe zusammen, und bald paffen blauweiße Wölkchen in die heiße Sonnenluft. Wir sitzen lange Zeit vergnügt wie Kinder da und schauen den riesigen Nebeln zu, die immer noch wie himmlische Ungetüme den reinen Aether durchsegeln.

Alsdann steigen wir weiter über den in riesigen Wellen niederfließenden Gletscher ab; manche große Spalte wird überwunden, einige Male brechen wir auch in verdeckte Löcher ein, und zuletzt nötigt uns ein Eissturz, nach links auszubiegen, wo unsere Spuren vom Morgen herführen und bereits bis zur Unkenntlichkeit verweht sind. Diese Ausweichung bedeutet, da wir dem Mönchjoch zusteuern wollen, einen großen Umweg, der zudem durch

ein sehr tückisches verschneites Spaltengewirre führt; oft verrät nur eine unscheinbare schwarze Oeffnung im Firn, klein wie ein Kindermäulchen, daß hier ein verborgener Schrund anfängt, den Rachen aufzureißen. Aber Steuri geht mit größter Vorsicht zu Werke, beständig mit dem Pickel sondierend, und so gelangen wir unverfehrt auf das Ewige Schneefeld hinunter.

Die Wolken fangen an, sich auf den Gräten festzusetzen. Während wir, nunmehr ohne Seil, das lange, flache Firntal hinaufschreiten, vom knatternden, unsere Schritte hemmenden Nordsturm umbraust, wird das Wetter vor uns immer schlechter; daß der Neuschnee jetzt noch, am Nachmittag, trägt, ist nur dem kalten Winde zuzuschreiben, der uns so das Gehen erschwert und zugleich erleichtert. Gegen das Wallis hinunter bleibt der Himmel über den Wandervolken klar, und lichte Sonne liegt auf der breit herabfließenden, wild zerrissenen Gletscherherrlichkeit des Fiescherhorns zu unserer Rechten.

Oft schaut Steuri zurück, um aus der hinterlassenen, auf das eingenebelte Mönchjoch orientierten Spur die weitere Richtung zu erraten. Wohl an die zwei Stunden marschieren wir tückig drauflos über den Schneeboden, der sich unendlich vor uns dehnt und nur in seiner obersten Schicht unter unsern Tritten leicht einbricht. Am Bergschrund des Joches legen wir das Seil wieder um, klimmen in Gistufen den steilen Hang hinauf und überschreiten die Höhe.

Drüben überrast uns die ungeheure Menge des gefallenen Neuschnees. Aus der Wolkenbildung und dem gesamten Witterungscharakter ersehen wir, daß auf der Berner Seite der Tag kein guter war; jetzt erst, da es gegen Abend geht, scheinen die Nebel etwas zu zerreißen. Sie schwimmen grau und träge um die Berg-

gipfel und streifen uns fast die Köpfe, wie wir zur Berghütte hinabwaten.

Hüttenwart Brawand braut uns einen Kaffee; dann geht's wieder weiter, den Felsgrat hinunter. Die Kletterei wird durch den massenhaft ausliegenden Neuschnee nicht nur erschwert, sondern geradezu ungemütlich; gleichwohl begegnen uns bei der großen Leiter zwei im Aufstieg begriffene, sehr zahlreiche Parteien mit Damen. Zum Gaudium meiner Führer schauen sie mit fast erschrecktem Staunen mein schwarz beruftes Gesicht, als ob so etwas in all dem weißen Schnee eine unerhörte Naturerscheinung wäre.

Durch das langsam sich klärende Wolkengewühl des Abends, das oft von stehenden Sonnenstrahlen durchblitzt wird, folgen wir der bereits wieder getretenen Spur mühsam durchs Labyrinth zur Wand des Eiger hinüber. Wir schicken Jauchzer zu den Felsgalerien der Station Gismeer hinauf, erhalten aber keine Antwort; wie wir oben anlangen, wird uns gesagt, daß das Personal wegen des schlechten Wetters beinahe schon mit dem letzten Fahrplanzug hinuntergefahren wäre. Dann hätte kein Dienstzug mehr stattgefunden, wie wir gerechnet hatten, und wir wären ausgeperrt gewesen.

Nun fahren wir alle in fröhlicher Gesellschaft hinunter. Die Bazarläschen singen „s Breneli ab em Guggisberg“ und andere schöne Lieder, und unten auf Station Eigergletscher steht Klein-Jda am Bahnhof und meldet sich wohlbehalten von der Jungfrau zurück. Das kleine Mädchen lebt in der Erinnerung an seine erhabene Schwester im ewigen Eise immer noch in einem gelinden Gletscherräuschchen; es freut sich kindlich seiner Großtat und weiß nicht, was mit ihr anfangen: es fühlt, wie allerwärts Bewunderung auf ihm ruht, und schämt sich ihrer fast — kurz, es gebärdet sich ganz lieblich!

Frau Rat Goethe und Lavater.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Zum hundertsten Todestag von Goethes Mutter: 13. September 1908.

Mit zwei Bildnissen und dem Faksimile eines Briefes*).

Das Jahr 1773 war für die literarische Welt ein Ereignis: als ob man bei all dem latenten Grimm gegen die erbärmliche Philisterei und Verfrachtung des Lebens auf eine erlösende Tat gewartet hätte, so war die dramatisierte „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“, die Explosion einer fernhaften, unverbogenen und mit allerlei Zündstoff geladenen Jünglingsseele, in die Gemüter gefahren. Der Verfasser brauchte nur die Maske der Anonymität zu lüften, und er war das erklärte Haupt aller stürmenden und drängenden Gefühlsverwandten, war das Gespräch und der Begehrt aller Welt.

Mehr noch vielleicht als heute war Zürich damals der schnell aufstönende Resonanzboden großer literarischer Begebenheiten. Wie hätte da der Mann, der schon damals über seinen phsygnomischen Fragmenten grübelte, schon damals auf der Lauer saß nach Ausnahmemenschen und außerdem von einer so leicht in Feuer zu legenden Seele war — wie hätte der glaubensstarke Prediger an der Waisenhauskirche, der trotzige Ankläger des ungerechten Landvogts Grebel über diesen neuen Ton nicht in Ekstase geraten sollen? Hinzu kam dann ja noch, daß der Verfasser des „Göt“ durch zwei kleine theologische Traktätchen

die schnell lebendige Sympathie des Zürcher Pfarrers gewonnen hatte. Und so konnte es nicht fehlen, daß schon das folgende Jahr 1774 den Propheten und den Dichter, den Gottesmann Johann Caspar Lavater und das Weltkind Johann Wolfgang Goethe persönlich zusammenbrachte.

Die Szene — es war keine gespielte — ging vor sich in Goethes Elternhause. Der junge Dichter hatte den geseßtern Pfarrherrn „lieber Bruder“ genannt, dieser sich „mit Zittern“ auf das erste persönliche Begegnen gefreut. An einem Tag des Juni im Jahre 1774 standen die beiden sich Auge in Auge gegenüber. „Bist's?!“ — „Ich bin's!“ „Unausprechlicher, süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens...“ Solchermaßen war, nach Lavaters eigenen Tagebuchaufzeichnungen, das Entzücken dieser sensitiven Menschen am gegenseitigen Besitz; die Erwartungen hüben und drüben waren weit übertroffen. Und eine jener schönen und in der Welt des literarischen Schaffens so seltenen Freundschaften hub an, da Geben und Nehmen, stilles Schauen und lautsprechendes Verehren zum lebhaften Bedürfnis des Herzens wird...

Es war eine der so sehr liebenswerten Eigenschaften der Mutter Goethes, die auserwählten Freunde des großen Sohnes zugleich auch zu den ihrigen zu machen. „Außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück, noch viele Söhne und Töchter zu haben,“ konnte sie bereits im Jahre

* Das Original des Briefes der Frau Rat Goethe an Lavater ist Eigentum der Stadtbibliothek Zürich, mit deren gültiger Erlaubnis die Vervielfältigung dieses Faksimile erfolgt ist.
u. d. N.